

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Prellschuß. Eine Geschichte von unterwegs

[urn:nbn:de:bsz:31-337023](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337023)



Der Prellschuß.

Eine Geschichte von unterwegs.

Ein heller Sommermittag lag auf dem grünen Thale. Es ist ein frohes Wandern auf der Straße am Waldestrand, hüben und drüben steigen steile bewaldete Berge hinan, drunten rauscht und braust der Bach über wildes Gestein und auf den saftig grünen Wiesen zittert das Sonnenlicht und flimmert durch das Gezweige, wie tausend und abertausend hellgelbe Tagessterne. Es ist stille ringsum, nur die Nussbäher schälern noch laut mit einander im Walde, die Finken und Amseln, die jetzt nicht mehr singen, fliegen oft von den Waldbäumen auf die Straße, lassen den Wanderer ganz nahe kommen, schauen ihn verwundert an und fliegen davon.

Einen tiefen vollen Athem des Lebens sog der Wanderer ein, der sich jetzt unter einen Baum am Wege niederlegte.

Bald trat ein alter städtisch gekleideter hagerer Mann aus dem Walde und grüßte den Ruhenden, und erquicklicher als der Blick über Wald und Berg und Fluß ist der Blick in ein freundliches Menschenauge, und wohlthönder als aller Vogelsang ist der Zuruf einer wohlwollenden Menschenstimme.

Der Alte und der Wanderer gingen bald mit einander sührbaß in guter Wechselrede.

Eine Wolke zog auf und stand über dem Thale. Der Alte forderte den Wanderer auf, bei ihm einzufehren, denn das Gewitter werde bald losbrechen und bis eine Stunde Weges weiter hinauf sei kein menschliches Obdach mehr zu finden.

Die Beiden waren bald bei einer Sägmühle, daneben stand ein stattliches Wohnhaus, der Alte führte den Wanderer in eine abgefonderte Stube und sagte: „Da bin ich daheim. Seien Sie willkommen.“ Er reichte die Hand.

Es war behaglich und wohllich in der Stube. An der Seite stand ein Clavier und darüber war ein Blicherbrett mit einigen vielgelesenen Blichern bestelt. Der Wanderer sprach seine Freude aus, hier in wilder Waldgegend solch ein wohlthiges Dasein zu schauen, woein sich natürlich die Verwunderung über Clavier und Blicher mischte.

„Ich war vordem Schullehrer,“ erklärte der Alte und ließ den Wanderer allein, kam aber bald wieder mit Speise und Trank.

Das Gewitter brach mächtig los und der Alte sagte: „Sie müssen in Ge-

duld abwarten bis das Unwetter vorüber ist. Wenn sich einmal ein Gewitter in unser Thal versangen hat, da muß es sich ganz ausladen. Und so geht es auch bei manchen Menschen: wenn da ein Unwetter ins Herz gekommen ist, es kann nicht mehr heraus und muß sich ganz austoben.“

Wer so etwas sagt, muß Schweres erlebt und erfahren haben.

Der Wanderer berichtete manche Erfahrungen und bald waren die Beiden mit einander wie alte Vertraute.

„Ja,“ sagte der Alte endlich als draußen der Regen in mächtigen Güssen niederfloß, „ich könnte Ihnen auch etwas berichten und es wäre gut, wenn Sie es weiter geben möchten; vielleicht wäre der Prellschuß, den wir erfahren haben und der fast uns Alle niedergeschmettert hätte, auch anderen Menschen zu Nutze und guter Lehre.“

„Erzählen Sie. Was ist denn das mit dem Prellschuß?“

„Es war eigentlich kein Schuß, aber ich nenne es so und habe damit schon oft geholfen. Sie werden schon erfahren, was ich damit meine.“

Ich bin, wie gesagt, eigentlich ein Schulmeister und habe zweiundvierzig Jahre meinen Beruf erfüllt, so gut als ich's konnte. Seit drei Jahren bin ich hierher gezogen zu meinem Sohn, dem da die Sägmühle gebürt. Er hat mir das Stübchen schon lange hergerichtet, aber ich habe nicht müßig sein wollen, und bin erst jetzt, seitdem mir meine Frau gestorben ist, hierher gezogen. Ich habe seitdem die rechte Kraft nicht mehr und habe auch, wie ich glaube, das Meiste gethan in der Welt. Man muß Feierabend machen, so lang es noch Tag ist. Und ich kann auch hier meinen Enkeln Manches beibringen, ich hab' deren fünf, sie sind jetzt in der Schule, eine Stunde von hier thalaußwärts, da im Dorf, wo Sie hin wollen. Ich habe nur den einzigen Sohn, den Sägmüller, und eben den betrifft die Geschichte vom Prellschuß.

Ich war also Schulmeister drüben im jenseitigen Thal; wenn Sie zwei gute Stunden thalaußwärts gegangen sind und da auf die Anhöhe kommen, sehen Sie das Dorf Hüttenbach links. Es liegt ganz abseits von der Landstraße. Da ist meine ganze Lebenszeit drin und Alles, was mir zugekommen ist und was ich erstrebt habe. Wenn ich sterbe, müssen sie mich auch dortbin bringen und mich dort neben meiner Frau begraben.

Aber ich will Ihnen jetzt vom Prellschuß erzählen. Mein einziger Sohn Konrad war ein unbändiger Bursch. Er hat einen guten Kopf, im Rechnen war er mein bester Schüler. Ich hätte es gern gehabt, wenn er auch Schulmeister geworden wäre, oder besser, sich zu einer Amtschreiberei ausgebildet hätte; er will aber nichts davon wissen, er artet seiner Mutter nach und ist ein echtes Bauernkind und will nichts vom Stubenhocken.

Ich muß bekennen, ich habe meine besondere Freude an dem Konrad gehabt. Er war ein ganzer Bursch, wild wie ein Füllen auf der Weide, aber auch folg-sam und gutherzig. Sein größtes Glück war, wenn er Einem eine Freude machen konnte, wo man es gar nicht erwartet. Befehlen ließ er sich nicht gern, er that lieber Alles von selbst, und er konnte vor Zorn weinen, wenn man ihm etwas auftrug, was er eben aus freien Stücken thun wollte. Sie werden schon merken, was dahinter steckt, und daß das ebenso zum Guten wie zum Bösen aus-schlagen kann.

Weil ich mich in meiner Jugend als armes Schulmeisterkind habe viel ducken müssen, so freute mich's besonders, daß sich Konrad von Niemand was gefallen ließ und ich habe ihm noch zugeredet: „Wehr' dich! Gib zwei Schläge dem, der dir einen giebt.“

Ich seh's jetzt wohl ein, weil ich das übertrieben habe, wage ich auch meinen Theil Schuld.

Drei Stunden von hier, drüben in Haidenreuth habe ich einen Schwager, der die Tochter eines reichen Wälders geheirathet, viel Waldung hat und einen großen Holzhandel treibt. Ich erlaube dem Konrad oftmals, drüben beim Dhm zu bleiben, und da war er lustig und anstellig zu Allem. Wilde Pferde reiten, ein Biergespann regieren, das war seine höchste Lust. Wie er nun aus der Schule kommt, erklärt er mir rundweg, daß er nichts Anderes werden will als ein Bauer. Ich gebe ihn zu meinem Schwager als Knecht. Er hat eine schwere Schule durchzumachen, aber er macht sie gut durch. Und mit siebzehn Jahren ist er schon ein ausgewachsener Mann, stark in Gliedern, so groß, wie er jetzt ist, um einen halben Kopf größer als ich, und doppelt so schwer als ich. Er ist der erste Kaufbold in der ganzen Gegend, aber auch der beliebteste Mensch. Er hat was an sich, daß ihn alle Menschen lieb haben müssen, und dabei kann er Zither spielen und singen daß einem Jeden das Herz aufgeht. Er hätte es in der Musik zu etwas bringen können, aber er will keine Noten lernen und ist zufrieden, daß er Alles, was er nur einmal hört, spielen und singen kann.

Mein Schwager auf der Haidenreuth ist, seitdem der Konrad dort dient, ein ganz anderes Leben, und der Stallbub — denn das war Konrad das erste Jahr, es ist ihm nichts geschenkt worden an schwerer Lehrzeit, darin war mein Schwager mit mir einig, daß das nicht sein soll — der Stallbub war auf einmal eine wich-tige Person auf dem Hof.

Neben meinem Konrad, oder eigentlich über ihm, ist ein Oberknecht, ein stolzer Mensch, hat aber auch was Nüchternes gelernt, denn er ist auf der Ader-bauschule Knecht gewesen und versteht die Feldwirthschaft meisterlich, aber er ist auch herb und streng und geht das ganze Jahr herum, wie wenn er immer ver-

geffen hätte, noch etwas zu befehlen. Er läßt sich nicht bei seinem Taufnamen rufen, sondern bei seinem Geschlechtsnamen: Falkensteiner. Der Falkensteiner nimmt den Konrad besonders in die Zucht, plagt ihn bis aufs Blut, und verpöthet den Schulmeistersohn, wo er nur kann, und blüdet ihm immer das Schwerste auf. Der Konrad ist zu stolz, das dem Ohm zu klagen und bei ihm Hilfe zu suchen. Er verdrückt Alles in sich hinein und lacht den Falkensteiner heimlich aus, und endlich lacht er ihm ins Gesicht.

Der Falkensteiner hat die Tochter des Schwagers gern und sie hat ihn auch gern. Aber der Konrad, der so lustig ist wie ein Vogel im Hanfsaamen, singt seine Lieder zur Zither, Liebeslieder und Schelmenlieder, und da singt und nißtet er sich ins Herz der Marie hinein. Der Falkensteiner merk's und will's nicht glauben, daß ihn so ein grüner Bursch vertreiben kann — die Marie ist nur acht Tage jünger als der Konrad — und wie er's endlich glauben muß, da redet er kein übriges Wort; wenn er aber mit dem Viergespann ins Feld fährt und heimkommt, da knallt er beständig mit der Peitsche so mächtig, daß der Wald immer widerhallt und man meint, eine ganze Schwadron kommt daher.

Weber der Marie noch dem Konrad hat der Falkensteiner ein böses Wort gesagt, und die Ungetreue fürchtet, daß der Falkensteiner einmal plötzlich ein Unheil anrichten werde, aber es geschieht nichts; der Falkensteiner ist zu stolz, es merken zu lassen, daß ihm die Untreue zu Herzen geht, und die Marie ist lustig und macht sich gar kein Gewissen daraus, so plötzlich einen sonst braven Burschen aufgegeben und sich an einen Andern gegeben zu haben. Dafür hat sie auch blüßen müssen.

Sehen Sie, ich bin jetzt alt, habe viel erfahren und tausendmal gesehen, an mir und Andern, daß sich Alles im Leben bezahlt. Wenn man nur ehrlich sich Rechenschaft geben will, kann man's finden. Freilich, ich kenne auch grundsichlechte Menschen und begreife nicht, wie sie so im Wohlleben stehen. Ich kenne einen Menschen, der ist wie ein Wolf, unbarmherzig und raubgierig, und Alles was er anrührt, schlägt ihm zum Glük aus; und ich kenne einen Andern, bei dem ist jedes Wort nichts als Lug und Trug, und er gebeißt dabei. Da muß man denn doch den Uebertrag auf jene andere Rechnung im Himmel machen, wo es eine Rechnung giebt, die nicht mit unsern vier Spezies abgethan ist.

Der Falkensteiner war Soldat und muß wieder einrücken und Konrad tritt auf dem Haidenreuther Hof an seine Stelle. Mit achtzehn Jahren wird er Oberknecht und das ist viel. Er füllt aber seinen Platz mit Ehren aus.

Es kommt die Zeit zur Militärpflicht. Mein Konrad möchte sich gern loskaufen, er hat sich ein ordentlich Stück Geld verdient. Jetzt hat sich auch

an den Tag gegeben, daß die Marie ihn gern hat und so gern, wie nur je ein Mädchen einen Burschen im Herzen gehabt. Der Schwager hat nichts dagegen, er will nur, die jungen Leute sollen noch ein Paar Jahre warten. Und in Ehren haben sie einander lieb gehabt, wie es rechtschaffenen jungen Leuten zusieht.

Gerad' in dem Jahr als der Konrad zur Militärpflichtigkeit kommt, haben sie das Gesetz gegeben, daß Keiner mehr sich loskaufen darf, wie's auch recht und billig ist. Mein Konrad muß Soldat werden, und sie haben bei der Musterung ihre Freude an ihm. „Er hat ein mächtig Kreuz,“ sagen sie bei der Visitation. Und sie haben ihn zur reitenden Artillerie genommen.

Es ist nicht mehr Mode, daß die Mädchen weinen, wenn die Burschen Soldaten werden müssen. Es glaubt kein Mensch mehr an den Krieg. Und doch, mein' ich, könnten wir einmal plötzlich über Nacht darin stecken und dann heißt es: Jetzt, Deutschland, jetzt mach' dich fertig, oder — Nein, es giebt kein oder, es ist eine Sünde, das nur zu denken. —

Die Marie hat beim Abschied des Konrad geweint, wie's noch in meiner Jugend gewesen ist, denn damals hat man nichts als den Tod vor sich gesehen, wenn man hat Soldat werden müssen. Hat ja der Napoleon einmal selbst gesagt: so und so viel Menschen werden jährlich geboren und so und so viel branche ich um sie erschießen zu lassen, damit ich die Welt unterjochen kann.

Drei Tage ist die Marie bei uns im Dorf geblieben, nachdem der Konrad abgereist war, und ich muß sagen, ich und meine Frau, wir hatten unsre Freude an ihr. Es giebt doch nichts Schöneres auf der Welt, als so ein rechtschaffenes liebendes Herz zu sehen. Daß sie eine Untrene auf dem Herzen gehabt, davon habe ich damals noch nichts gewußt und sie selber hat auch nichts mehr davon gewußt.

Ich brachte sie heim zu ihrem Vater und unterwegs hat sie mir immer noch mehr gefallen, denn draußen auf dem Feld da war sie noch viel geschickter, und jetzt ist sie auch wieder lustig gewesen wie eine Lerche. Dabei hatte sie ein besonderes Auge auf die Hausgärtnerei in den Dörfern. Bei manchem Blick über den Zaun sehe ich's ihr an, daß sie denkt: das haben wir bei uns daheim besser im Stand; aber wenn sie was Vortheilhafteres sieht, sagt sie: „So will ich's auch machen, das ist viel geschickter.“ So war sie fröhlich und guter Dinge und einmal geht sie ein Paar Schritte von mir weg und betrachtet mich und sagt: „So wie Ihr, Ohm, nur ein Bißchen breitschultriger, so wird mein Konrad auch einmal aussehen wenn er ein alter Mann ist.“

Es war ein fröhliches Wandern mit dem lustigen Mädchen, als sie aber ihr elterliches Haus sah, da jammerte und weinte sie, daß der Konrad nicht mehr da ist, und daß er in der Kaserne stecken muß; sie klagte, daß sie ihn gewiß hübeln

und plagen werden, aber — und das hat mir besonders gefallen — keine Minute ist nur ein Gedanke über sie gekommen, daß er ihr unreten werden könnte.

Es vergeht ein Jahr, Konrad kommt auf Urlaub, und ich sehe erst jetzt, was für ein prächtiger Bursch er ist und dabei hat er was Manierliches bekommen. Er bleibt nun wieder drüben beim Schwager bis er einrücken muß. So vergehen die Jahre und jeder Mensch hat seine Freude daran, wie ehrbar und wie schön die beiden jungen Leute leben und wie lustig Alles auf Haidenreuthe ist. Der Konrad hat seine besondere Freude an der Sägmühle, und er bringt den Schwager dazu, noch eine Sägmühle anzulegen und die alte zu vergrößern. Man hat viel mehr Verdienst, wenn man die Stämme verbrettert. Und überhaupt, Konrad benimmt sich als ordentlicher, gesetzter Mann, weit über seine Jahre hinaus. Wo's aber einen Tanz gibt, eine Hochzeit oder eine Kirchweih, da ist er der Tollste von Allen und die ganze junge Mannschaft der Umgegend ist ihm unterthan.

Bei der letzten Kirchweih war er mit seiner Braut bei uns in Hlittenbach. Ich bin bis tief in die Nacht hinein beim Tanz geblieben. Es war eine Augenweide, den Konrad und die Marie miteinander tanzen zu sehen, und es thut gut, einmal wieder leichtherzige junge Leute vor sich zu haben, man kommt sonst dazu, daß man meint, die ganze Welt sei so alt geworden, wie man selber ist. Alle aus dem Ort und aus der Nachbarschaft sind zu mir und meiner Frau gekommen und haben uns Glück gewünscht.

Der Konrad sitzt einmal bei mir und wir trinken miteinander und er sagt: „Vater, das Schwerste beim Soldatenleben ist eigentlich das, daß man so viel Hubelei erdulden muß und nichts dagegen sagen und thun darf. Ich gäb' einen Finger von der Hand drum, wenn ich Rache nehmen dürfte an meinem Feldwebel.“

Ich rede ihm nun zu, daß er sich das um Gotteswillen aus dem Kopfe schlagen soll. Denn es giebt nichts Schrecklicheres auf der Welt als Rache, und wer Rache nimmt, den trifft sie selbst.

Ich sehe, wie der Konrad feuerroth im Gesicht wird. Er sagt kein Wort mehr und erst später ist mir's wieder in Erinnerung gekommen, was wir damals gesprochen haben.

Jetzt also kommt der Herbst, da Konrad zum letzten Male einrücken muß. Das war ein frühliches Abschiednehmen. Wir begleiten ihn ein gut Stück Wegs, und er sagt noch zu seiner Braut: „Für dieß Mal nehme ich noch Abschied, in zwei Monaten kriege ich den Abschied und dann gehe ich nicht mehr vom Fleck.“ Wir hören ihn noch lang, wie er im Thal jänchzt und singt.

Man sollte nichts darauf halten, aber wunderbarlich ist's doch, daß es so oft eintrifft. Die Braut war dieß Mal gar traurig, und sie sagt: „Mir ist, wie wenn ein Unglück geschehen sollte, ich weiß nicht was, aber so schwer ist mir's

beim ersten Abschied nicht gewesen, wie jetzt.“ Sie steckt mich mit ihrer Traurigkeit an, und ich habe bei mir gedacht: die beiden jungen Leute werden fast zu sehr glatten Weges glücklich, das geht im Leben fast nie. Ich rede der Braut ihre Traurigkeit aus, aber ich selber werde eine Bangigkeit nicht los. Ich schreibe gleich am andern Tag dem Konrad, er soll mir doch berichten, ob er gut angekommen und ihm kein Unglück zugestoßen sei. Ich kriege einen guten Brief von ihm, einen lustigen und gescheiten, und er sagt darin, er wisse nicht, was uns Alle plage, auch die Braut habe so traurig geschrieben; er sei munter und glücklich.

So sind wir's denn auch geworden.

Die Zeit vergeht und es sind nur noch zwei Tage, bis der Konrad seinen Abschied erhalten muß. Die Braut kommt wieder herüber zu uns und sagt, sie will ihn da erwarten. Und mir ist's recht, ich bin auch voll Unruhe und es wartet sich am besten, wenn man beisammen ist. Aber diese zwei Tage ist mir's schwer geworden, Schule zu halten.

Ich hatte dem Konrad geschrieben, er solle nicht zu Fuß gehen, er solle mit der Post fahren bis zur Antsstadt und dort wollten wir ihn abholen. Also am Morgen des Tages, an dem er ankommen muß, gehe ich mit der Braut nach der Stadt. Wir sitzen in der Post und trinken einen Schoppen, aber es will uns nicht recht munden. Ich sage: Laß noch ein Glas geben, daß der Konrad gleich mittrinken und anstoßen kann. „Nein“ sagt die Braut, „er braucht kein besonderes Glas, er trinkt aus Einem mit mir.“ Und sie stellt einen Stuhl an den Tisch und blickt ihn an, wie wenn sie den schon sähe, der darauf sitzen wird. Da tönt das Posthorn. Wir springen auf und eilen auf die Straße. Ein Handlungsreisender, von Kopf bis Fuß grau gekleidet, steigt aus und streckt sich und gähnt. Es ist doch lächerlich, daß man sich so etwas merkt und in Gedanken behält; ich glaube, ich sehe den Menschen noch jetzt ganz leibhaftig vor mir. Ich springe an die andere Seite des Wagens: Konrad, bist du da? — Keine Antwort. Der Schaffner löst das Felleisen vom Deck, ich frage ihn: Ist kein Solbat mit Euch gefahren? „O freilich!“ sagt er, „zwei, der eine war aus Kreuzlingen, der andere aus Wolterdingen.“

„Wo sind sie denn?“

„Sie sind bei Wolterdingen ausgestiegen. Die Burschen waren so lustig wie die Vögel, die aus dem Käfig kommen.“

„Und war keiner von Hilttenbach dabei?“

„Nein, aber ich glaube, sie haben von Einem erzählt, der eingespundet worden ist. Ich weiß aber nichts Gewisses.“

Meine alte Bangigkeit kommt wieder und die Braut schaut drein, als ob sie irrsinnig wäre. Ich sage ihr: Er kommt gewiß zu Fuß, er ist zu geizig, um

mit der Post zu fahren. Ich sage das, wie man oft so etwas sagt, man glaubt es selber nicht recht und will es doch einem Andern einreden. Mir selber war auch bang ums Herz, und ich sage der Marie: Ich will ihn schon tüchtig auszanken, daß sich da vier Hände ausgestreckt haben und wieder leer heimfahren müssen. Die Marie lächelt wie ich das sage. Wir kommen ins Zimmer, wo noch der Wein steht, den der Konrad hätte trinken sollen. Und wie da die Marie den leeren Stuhl sieht und das volle Weinglas, das auf ihn wartet, da wendet sie sich schnell ab und weint und bedeckt ihr Gesicht mit der Schürze. Der Postmeister kommt zu mir und sagt: „Gut, daß Ihr da seid, Herr Schulmeister, da ist ein Brief an Euch.“ Die Hand zittert mir, wie ich den Brief nehme, und ich sage der Marie: „Sei ruhig, das ist seine Handschrift, er ist gesund“. — Ich öffne den Brief, mir wirbelt's vor den Augen und die Marie ruft: „Am Gotteswillen, was ist? Ihr verfährt Euch ja, Better!“ Ich hab's ihr nicht verleugnen können, und in dem Brief heißt es: Lieber Vater! Jetzt in dieser Stunde wartet Ihr auf mich mit meiner Marie. Ich habe die Erlaubniß bekommen Euch schreiben zu dürfen, dann wird meine Hand wieder in Ketten gelegt, und ich möchte sie Euch doch so gern reichen. Ich komme vor das Kriegsgericht. Wenn Ihr nur zu mir kommen könntet! Wer weiß was aus mir wird . . .

Wir besinnen uns nicht lang und beschließen, gleich zum Konrad nach der Hauptstadt zu fahren. Wir schicken einen Boten zu meiner Frau und zu den Eltern der Marie und lassen ihnen das sagen.

Um Ein Uhr in der Nacht kommt der Eilwagen, der nach der Hauptstadt fährt. Ich will, die Marie soll sich ein Paar Stunden schlafen legen, aber sie kann nicht, und so sitzen wir Beide in der Wirthsstube beim einsamen Licht, und der Wein steht vor uns und keines trinkt einen Tropfen, und Jedes will schlafen und kann nicht. Stundenlang steht die Marie am Fenster und schlüchzt in sich hinein, und ruft immer: „Da sind ja noch alle Sterne am Himmel, alle! Und wie oft hast du gesungen: So viel Stern' am Himmel stehen, So vielmal seist du gezerrt.“ — Und dann weint sie wieder und schlüchzt als ob es ihr Herz abstoßen müßte. Ich weiß nicht, wie ich sie trösten soll, und ich bin so müd und kann doch auch nicht schlafen und ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin.

Endlich um Ein Uhr kommt der Eilwagen, aber er ist voll und ich muß mit der Marie in einen Reitwagen und da müssen wir auf jeder Station aussteigen. Und überall ist's, wie wenn die ganze Welt verkehrt wäre und man hätte gar nie in der richtigen Welt gelebt. Wir stehen da in der Nacht vor fremden Scheunen und in fremden Höfen und halten uns an der Hand und können uns doch nicht helfen, und da gehen die Pferde so langsam an den Wagen und stehen so gemächlich an der Deichsel, und es wird so langsam angepannt und sie fahren so lang-

sam. Und die Marie sagt einmal: „Ich möchte den Pferden helfen ziehen, das dauert ja eine Ewigkeit und an jedem kleinen Berg geht's im Schritt.“ Wir steigen oft aus und gehen hinter dem Fuhrwerk drein und die Nacht war stockdunkel. Und es ist, wie wenn man gar nicht mehr aus der Nacht herauskäme und ist gar nie Tag gewesen und wird nie Tag werden. Mir ist es, wie wenn das Herz aus der Brust sich lösen und zur Erde fallen müßte.

O, so ein Nacht verleben! Das geht nie mehr aus den Gedanken. Man weiß gar nicht, so lang man in Ruhe daheim ist, wie schrecklich es ist, in der wildfremden Welt auf der StraÙe in der Nacht und einen Kummer im Herzen, daß man meint man muß zusammenbrechen.

Wir fahren endlich in die Hauptstadt ein, an der Kaserne vorüber, wo der Konrad drin ist. Aber wir dürfen da nicht aussteigen, wir müssen nach der Post und von da erst wieder zurück. Wir steigen aus und es ist Morgens sieben Uhr aber noch Nacht. Die StraÙenlaternen werden ausgelöscht und die Leute, die das thun, geben uns den Weg an zur Artilleriekaserne. Endlich stehen wir am Thor. Ich frage nach Konrad, es heißt: er sitzt im dritten Grab. Wir wollen zu ihm, das muß aber erst beim Hauptmann gemeldet werden. Das Hin- und Herlaufen dauert lang und mir schneidet es ins Herz wie ich von den Soldaten, die die Kleider ausklopfen, Lieder singen höre, vielleicht haben sie die von ihm gelernt und er sitzt jetzt im Finstern und weint und raht.

Man bringt uns zum Feldwebel und wie die Marie den Feldwebel sieht, fällt sie fast um, denn wer ist's? Der Falkensteiner. —

Er sieht die Marie mit einem bösen Blick an und lacht und spottet: „Du hast jetzt auch den Lohn für deine Treue.“ Darauf wendet er uns den Rücken.

Wir erfahren endlich vom Oberfeldwebel, was mit dem Konrad geschehen ist. Es war am letzten Tag vor dem Abschied, da sagt der Falkensteiner zum Konrad: „Schulbus, hol' Wasser für mein Pferd.“ Konrad sagt: „Ich hab' das meinige geholt, ich brauch' kein Weiteres.“ Und der Feldwebel: „Kerl du gehst!“ — Drauf Konrad: „Kerl, ich geh' nicht!“ Und da hebt der Feldwebel die Faust und schreit: „Nimm dich in Acht! Du bist noch in meiner Gewalt!“ — „Was? in deiner Gewalt?“ schreit Konrad, „Da liegt du misammt deiner Gewalt,“ und packt an und wirft den Feldwebel zu Boden. Da war das Unglück geschehen. Sechs Jahre hindurch hatte sich der Konrad untadelig gehalten und am letzten Abend kann er den Zugrinn nicht mehr verhalten und läßt sich eine solche Widersetzlichkeit zu Schulden kommen.

Zum Glück treffe ich einen Soldaten aus meinem Ort, einen Schüler von mir, denn allein hätte ich mich nicht zurecht gefunden zum Hauptmann, und dieser erlaubt mir, mit der Marie den Konrad zu besuchen.

Es war heller Tag, aber wir haben eine Laterne mitnehmen müssen. Die Riegel gehen auf, da sitzt es, gefesselt in einer Ecke, und das ist mein Sohn. Ich rufe ihn an, Marie ruft ihn; er schaut nicht auf und beugt sich nieder, tief, und verhüllt sich mit den gefesselten Händen das Gesicht und weint. Auf das letzte Eisen weint er und stöhnt und bringt kein Wort hervor. Die Marie hält mich, sonst wäre ich umgesunken. Ich trete auf ihn zu und lege ihm die Hand auf den Kopf und rede ihm zu und tröste ihn. Er kann lange nicht reden. Die Marie redet ihm zu, sich zu fassen, sie kann's besser als ich. Endlich sagt er: „Es geschieht meiner Hand recht, sie hat nicht ihn getroffen — er hätt's verdient, tausendfach; sie hat Euch getroffen, Euch Vater, und dich Marie.“

Allmählig beruhigte, er sich etwas, und plötzlich mitten im Zureden der Marie fragt er mich: „Vater, ist's draußen denn auch noch Nacht oder ist schon Tag?“ Ich sage ihm, daß es heller Tag ist, und da weint er wieder: „O Marie, was hab' ich gethan! Mir wirds nicht mehr tagen, dir und Euch auch nicht. O Marie, könnt' ich nur mit Euch heim! Nimm mich mit, ich ersuche hier!“

Ich muß sagen, ich war schwach, ich habe vor Herzbrechen gar nichts vorbringen können. Aber die Marie war stark, ich habe im Gefängniß keinen Klagelaut von ihr gehört. Sie hat dem Konrad so zugeredet, so gute Worte hat sie gehabt, so gefaßt und stark, daß wir endlich zur Ruhe gekommen sind. Und der Konrad sagt: „Vater, Ihr habt damals Recht gehabt, Rache nehmen trifft den, der sie nimmt. Das war ein Presschuß, der geht auf den Schützen zurück“

Das ist das Wort, das hab' ich seit damals behalten und es hat gar Manchem schon gut gethan wenn ich ihm erklärt habe, was es bedeutet. Und es wird gut sein, wenn Sie es noch weiter sagen, Anderen, Allen, es kann's Jeder brauchen.

Unsere Zeit war um, wir mußten den Konrad verlassen, ich habe nichts mehr reden können. Aber die Marie sagt ihm: „Sei stark Konrad, du bist ja immer stark gewesen. Und wenn du Jahre lang büßen mußt, mein bist du, und ich warte geduldig auf dich. Quäle dir dein Herz nicht ab, sonst stirbst du und wir sind Alle elend.“

Wir müssen jetzt fort, ich kann nicht vom Fleck, ich bin da selber angeschmiebet wie mein Sohn. Der Gefängnißwärter bringt mich hinaus, die Thüren werden wieder geschlossen, die Riegel vorgeschoben, die Schösser umgedreht, jeder Ton ist mir durch Mark und Bein gedrungen.

Ja, man sollte es nicht meinen, was man Alles im Leben ertragen kann.

Der Heimweg war fast noch schrecklicher als die Hinfahrt. Jetzt ist das Elend erst recht über die Marie gekommen. Es begegnen uns viele Soldaten, die lustig singen, sie haben ihren Abschied in der Tasche und ein Wort, das die Marie da sagt, das hat mir ihr ganzes Herz gezeigt. „Ach Gott!“ klagt sie, „wie gern möchte ich mich mit ihnen freuen, aber das ist das doppelte Elend, daß man sich nicht freuen kann mit Anderen, wenn man selber im Elend, und man wird fast böß, daß es neben uns glückliche Menschen geben soll.“

Weil der Konrad sich seine ganze Dienstzeit so untadelig benommen und der Hauptmann ihm gern geholfen hat, ist er nur auf drei Jahre in die Strafcompagnie eingetheilt worden. Aber nach einem Jahr bin ich zum Fürsten und habe einen Fußfall gethan und er hat den Konrad begnadigt. Er hat gleich mit mir heingehen können. Wir sind mit einander gefahren, aber nicht erst heim zur Mutter, ich habe ihr einen Boten geschickt; wir sind gleich ab des Weges zur Marie. Ein gut Stück vor der Haidenreuth steige ich aus, um der Marie nicht den jähen Schreck zu machen, aber wie sie mich sieht, sagt sie gleich: „Ihr bringt den Konrad“

Jetzt also wohne ich hier bei ihm, und das ist ein Haus voll Rechtschaffenheit und Glück. Es hat eben nicht sein sollen, daß die beiden Leute so glatten Weges gar so glücklich werden sollen.

Mein Konrad ist ein bedächtiger und braver Mann, so bedächtig, wie's nicht leicht einen giebt. Er ist sein Lebtag ein gutes Kind gewesen an mir, aber jetzt möchte er mir das Blaue vom Himmel herunterholen um mir zu vergelten, was ich um ihn gelitten.

Der Falkensteiner ist Inspector auf einer fürstlichen Domäne im Unterland. Er kommt nie mehr in unsere Gegend. — Es ist doch eine wunderliche Welt! Da verfeinden sich die Menschen und bringen einander ins Elend und es könnte doch so schön in der Welt sein, wenn nur Einer dem Andern zu Gefallen lebte. — —

Die Erzählung des Schulmeisters war oft von dem heftigen Gewitter unterbrochen worden, und als er jetzt zu Ende war, leuchtete die helle Sonne, und Feld und Wald dufteten und triefen vom frischen Gewitterregen.

Der Schulmeister geleitete den Wanderer ein gut Stück Weges; nicht weit vom Dorfe begegnete ihnen ein Fuhrwerk, drauf saß ein breitschultriger Mann mit seiner Frau und vor ihnen standen zwei Knaben und ein Mädchen und hielten ihre Schulsäcke im Arm.

„Großvater, der Vater hat uns mitgenommen,“ riefen die Kinder. Das Fuhrwerk hielt an, der Schulmeister mußte einsteigen, der breite Mann — es war der Sägmüller Konrad — setzte sich vorn auf das Brett, der Schulmeister mußte zu Marien sitzen.

Das Fuhrwerk rollte davon, der Schulmeister winkte noch einmal zurück. Die ganze Welt ringsum leuchtete erhellet im Glanze nach einem schweren Gewitter.



Fürstent
thum in
braucht
wegs, m
von einer
Es
sädtchen